

Was ist Schweizerdeutsch? : Sprache oder Dialekt?

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): - **(1988)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

195 «Zuckererbse», VI, 229/30 «Ameise», VI, 240 «Spinnweb» u. a. Diese letztgenannte Karte zeigt in über vierzig Zeichen die onomastische Vielfalt in diesem Bereich, nicht nur synchronisch, sondern mit Hilfe von Zusatzzeichen und Präzisierungen durch Exploratoren und Gewährsleute ansatzweise auch

diachronisch und soweit möglich auch mit den Verweisen auf Anschlusskarten der Nachbarländer. In den Zeichenerklärungen finden sich auch Hinweise auf das Idiotikon, wo der Benutzer wiederum zur Diachronie, ja sogar zur Kulturgeschichte geführt wird.

Man kann sich nur freuen über

den neuesten Band dieses grossartigen Werks, und man muss der Bearbeitergruppe unter Leitung von Rudolf Trüb höchste Anerkennung und herzlichsten Dank aussprechen für ein linguistisches Spitzenprodukt, in das unermesslich viel sorgfältigste Klein- und Detailarbeit eingegangen ist. *Stefan M. Fuchs*

Was ist Schweizerdeutsch? Sprache oder Dialekt?

Das Schweizerdeutsche erfasst zwar immer weitere Bereiche des öffentlichen Lebens, aber trotzdem weiss niemand so recht, ob man es nun als Sprache oder als Dialekt bezeichnen soll. Wenn wir darauf abstellen, wie sich der Schweizer im Alltag ausdrückt, so fällt der Entscheid zugunsten von «Sprache». Im Idiotikon finden wir folgende Belegsätze: *Er ischt en Appezäller, me kennt en a der Spraach* oder *A der Spraach aa isch er en Glarner*, und in dem beliebten Gedicht über den *Cheib* heisst es *In öisem liebe Züripiet, da läbt e fröölchs Volch, es hät uf syni ruuchi Spraach en ganz en psundere Stolz*. Also Frage beantwortet?

Zur Begriffsklärung trägt nicht gerade bei, dass das Wort «Sprache» in zwei unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht wird. Im allgemeinen bezeichnet es als übergeordneter Begriff unser wichtigstes Mittel der Kommunikation (Gott hat dem Menschen die Sprache geschenkt), im besonderen aber dient uns «Sprache» als Gegensatz zu «Dialekt» oder «Mundart». Wir befassen uns hier mit der zweiten Bedeutung.

Wenn wir nun bei den Linguisten nach einer Definition suchen, so

werden wir enttäuscht. Heinz Kloss, der sich am ausgiebigsten mit dem Thema befasst hat, schreibt in seinem Buch «Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen», «dass es fast unmöglich ist, die Grenze zwischen Sprache und Dialekt nach einheitlichen Grundsätzen zu ziehen», und Harald Haarmann schreibt in «Soziologie und Politik der Sprachen Europas», es sei bisher nicht gelungen, «eine verbindliche Definition der Kernbegriffe <Sprache> und <Dialekt> zu erarbeiten».

Vielleicht kämen wir bei unserer Untersuchung zu einem Ergebnis, wenn wir auf den Abstand abstellen, der zwei Idiome trennt. Man könnte stipulieren: wenn zwei Personen aus verschiedenen Regionen einander verstehen, so sprechen sie einen Dialekt derselben Sprache; wenn sie einander nicht mehr verstehen, so handelt es sich um verschiedene Sprachen. Bei der Anwendung versagt diese Methode total. Ein Bundesrepublikaner von der Watterkant und einer aus Bayern verstehen einander nicht, aber man sieht in ihnen trotzdem nur Vertreter deutscher Dialekte. Andererseits haben die Tschechen und Slowaken gar keine Verständigungsprobleme, doch behauptet jeder, eine eigene Sprache zu besitzen. Weitere Beispiele lassen sich in ganz Europa finden. Suchen wir nach einem anderen Massstab. Man könnte etwa den soziologischen Rang eines Idioms in die Waagschale werfen. Wird es von allen Schichten der Bevölkerung bei allen Gelegenheiten verwendet, so wird man es als Sprache klassieren müssen; ist es aber sozial abgewertet wie die Patois in Frankreich, dann handelt es sich wirklich nur um ein Patois in eben dem herabsetzenden Sinn, der diesem Wort im Französischen eigen ist.

Der schon genannte Heinz Kloss forscht nach dem Verwendungsbereich seines Untersuchungsobjekts. Er fragt, in welchem Mass es in Politik, Schule, Kirche, Presse, Radio, Fernsehen, Belletristik, Fachliteratur gebraucht werde. Er prüft auch das Schweizerdeutsche nach dieser Methode und kommt zum Schluss, es sei ein «Ausbaudialekt».

Diese Terminologie hat er selbst geschaffen. Der Schweizer Sprachwissenschaftler Roland Ris vertritt dagegen die Meinung, das Schweizerdeutsche befinde sich eindeutig auf dem Weg zu einer «Ausbausprache».

Der Schweizer Sprachwissenschaftler Roland Ris vertritt dagegen die Meinung, das Schweizerdeutsche befinde sich eindeutig auf dem Weg zu einer «Ausbausprache».

Entlebucher Namenkunde

Als am hilfreichsten hat sich bis jetzt das politische Kriterium bewährt. Entscheidend wäre demnach das politisch umschriebene Territorium eines Idioms. Niemand bestreitet, dass Dänisch, Norwegisch, Schwedisch Sprachen sind, obschon sie einander stark ähneln, aber jede gehört zu einer politischen Einheit. Die Nomenklatur kann sogar hochpolitisch werden. Nach der Ansicht der Bulgaren ist Makedonisch ein bulgarischer Dialekt, für die Jugoslawen ist es eine Sprache, denn es ist Amtssprache der föderativen jugoslawischen Volksrepublik Makedonien. Niederländisch zählt als Sprache, weil ein Staat gleichen Namens dahintersteht; dem Plattdeutschen fehlt diese Qualifikation. Luxemburgisch ist durch Gesetz zur Nationalsprache erklärt worden; gäbe es kein souveränes Land Luxemburg, bliebe das Luxemburgische nur ein deutscher Dialekt.

Und wie steht es nun mit unserem Schweizerdeutschen? Unzweifelhaft lässt sich sein Territorium umschreiben. Sehr hoch ist sein soziologischer Rang, und in der Verwendung ist es fast allgegenwärtig. Andererseits aber ist sein Territorium nur ein geographischer Begriff. Politisch ist es land- und rechtlos. In den Verfassungen von Bund und Kantonen sucht man vergeblich nach dem Schweizerdeutschen. Wie können wir bei einem solchen Auseinanderklaffen von «pays légal» und «pays réel» das Rätsel «Sprache oder Dialekt?» lösen? Von Linguisten und Juristen im Stich gelassen, muss jeder für sich selbst einen Entscheid treffen. Ich glaube, die meisten werden sich gleich entscheiden wie die Begründer unseres grossen Idiotikons, die ihm den Namen gaben: «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache» – also doch Sprache!

Arthur Baur

Namenkundliche Arbeiten schiessen nicht wie Pilze aus dem Boden, besonders dann nicht, wenn es sich dabei um die Früchte jahrelangen Sammelns, Sichtungens, Zuordnens und Deutens handelt. Eine solche Arbeit gilt es hier anzuzeigen: «Erika Waser, Die Entlebucher Namenslandschaft. Typologische und siedlungsgeschichtliche Untersuchung anhand der Orts- und Flurnamen des Amtes Entlebuch. Luzerner Historische Veröffentlichungen Band 23. Luzern/Stuttgart 1988.» Es ist eine Doktorarbeit aus der Schule von Stefan Sonderegger an der Universität Zürich, aus der in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche namenkundliche Arbeiten zur deutschen Schweiz entstanden sind.

Das luzernische Amt Entlebuch – Brachland für die Namenforschung. Vordergründig vielleicht auch nichts Spektakuläres versprechend. Ein Spätsiedelland. Kaum etwas von vordeutscher Besiedlung. Mundartlich schon längst durch Karl Schmid (Die Mundart des Amtes Entlebuch. Frauenfeld 1915) untersucht. Bekannt durch den geistigen Vater des Idiotikons, den mundartbesessenen Entlebucher Pfarrer Franz Josef Stalder. Trotzdem: Erika Waser hat sich an das Unternehmen einer Jahre benötigten Sammlung der Entlebucher Orts- und Flurnamen gewagt. In Archivarbeit ist eine stattliche Zahl historischer Belegformen zusammengetragen worden. Sie beginnen etwa ab dem 13. Jh. mehr oder wenig spärlich zu fliessen. Quellenkritische Bemerkungen in einzelnen Namenartikeln belegen den sorgfältigen Umgang mit dem Quellenmaterial. Es bleibt häufig nicht beim nackten Namenbeleg,

denn die Autorin vermittelt dem Leser, wo es als tunlich erscheint, die Namen in ihrem weiteren oder engeren Kontext. Damit wirkt die Zuweisung einer historischen Form zum aktuellen Namen oft auch für den Leser abgesicherter, nachprüfbarer.

Im direkten Aufnahmeverfahren vor Ort bei alteingesessenen Gewährsleuten ist das aktuelle Namensgut zusammengetragen worden. Die im Buch behandelten Namen sind stets begleitet von der ortsüblichen Sprechform in der für Arbeiten auf dem Gebiet der schweizerischen Dialektologie üblichen phonetischen Umschrift. Hier wünschte ich mir manchmal auch eine dativische Form, damit sich besonders bei Namen mit Adjektiven, vor allem aber bei *Ober* und *Under* plus Name, klar belegen liesse, ob sie noch flektiert verwendet werden oder erstarrt sind und damit eher mit dem Grundwort zusammengeschrieben werden müssten (z. B. S. 300: *d Underschwand*, S. 301: *d Ober Schwand*; bei Wendungen wie *i de Underschwand*, *i d Underschwand*; *d Ober Schwand*, *i de Obere Schwand* würde die Sache für den Leser eindeutig). Das ist nur ein kleiner Einwand. Wesentlich ist, dass die phonetische Variante überhaupt vorliegt. Sie gibt Einblick in die aktuelle Mundart und – was entscheidender ist – gehört unabdingbar zu einer soliden namenkundlichen Arbeit dieser Art.

Das Buch, ein stattlicher Band von 454 Seiten, präsentiert sich typografisch ausgesprochen gut. 14 Karten und eine beigelegte Faltkarte führen den Leser geografisch in das bearbeitete Gebiet ein und erhellen verschiedene im Text behandelte Phänomene zur Besiedlungsgeschichte